Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung".

Nummer 3. Sonntag, den 21. Januar 1917. Erscheint wöchentlich.

Die Kultur der Fahne.

Von Kurt v. Oerthel.

Allen Kriegszügen seit undenklichen Zeiten schwebt die Fahne als Symbol der Mannesehre und Vaterlandstreue voran. Unterordnung unter einen größeren gemeinsamen Willen predigt sie, Pflichterfüllung fordert sie, Begeisterung weckt sie und trägt sie unverkennbar in jeder Gewebemasche ihres oft prunkvollen, bildgezierten Tuches zur Schau. Sie ist die Verkünderin der edelsten menschlichen Regungen, der Aufgabe aller materiellen Eigenwünsche zugunsten höherer ideeller Güter, die in der Liebe zum Vaterlande ihre stärkste Triebfeder finden.

Die Fahne (ich spreche allgemein nur von den militärischen Fahnen, wie sie in allen Militärstaaten bestimmten Truppenverbänden, Regimentern, Bataillonen, vielfach sogar Kompagnien und noch kleineren Einheiten zugeteilt sind, nicht aber von den üblichen schlichten Privatfahnen in den Landesfarben, wie sie bei freudig-festlichen Anlässen aus allen Fenstern wehen) wird geweiht und gesegnet und mit Ehren und Ordenszeichen angetan. Der Nimbus der Heiligkeit wohnt ihr inne. Könige und Fürsten knien vor ihr und salutieren ihr; — unser Kaiser selbst läßt keine Fahne oder Standarte eines Regiments vorüberziehen, ohne sie militärisch zu grüßen.

Wie den Feldzeichen im Frieden Ehrenbezeigungen erwiesen werden, so gilt es im Kampfe für die größte Schande, sie in feindliche Hände fallen zu lassen, und mehr als ein Beispiel der Weltgeschichte lehrt uns, mit welchem Opfermute bis auf den letzten Mann um den Besitz von Fahnen gekämpft worden ist.

So ist es begreiflich, daß die Kulturentwickelung der Fahne im Dienste der Kriegführung eine eigene Geschichte aufzuweisen hat. Ehemals hatte das weithin sichtbare Feldzeichen einzig den Zweck, im Gedränge des Kampfes Mann gegen Mann als Wegweiser zu dienen. Es war das Ausdrucksmittel für den Willen des Führers, die stumme Sprache des Ansporns zum Siegen. Primitiv war diese Sprache in ihrer äußeren Form, — aber es war eine Sprache. Die Römer banden Strohbüschel an eine Stange, die Scythen ließen (nach Lucian) Lockenhäute ihren Scharen voranwagen, die Teutonen fochten unter dem ehernen Bilde eines Drachen, die Vandalen unter Schlangen. Die Adler als bewußtes Sinnbild der Tapferkeit kamen bei den römischen Legionen erst in einer späteren Zeit auf. Napoleon I. hat sie für seine Armee willkürlich übernommen.

Die allmähliche Verfeinerung der Kultur mußte auch notwendigerweise den Begriff der Fahne schärfer charakterisieren; vom Werkzeug wurde sie zum Symbol. Sie stand an der Stelle des Oberbefehlshabers, ja, ihre mystische Einwirkung auf das empfängliche Volksgemüt war zu manchen Zeiten so stark, daß ihr abergläubische göttliche Verehrung gezollt wurde. Denken wir an die Oriflamme der Franzosen (die noch heute in St. Denis aufbewahrt ist), die heilige Fahne von Kastilien, die Blutfahne der Böhmen, den roten Kelch der Hussiten und schließlich aus jüngster Vergebenheit an das grüne Banner des Propheten, das Sandschak scherif, dessen Entfaltung die unerhörte Macht besitzt, 300 Millionen Moslims suggestiv zum „heiligen Kriege" aufzurufen. Praktisch tritt es ja im Felde nicht mehr in Erscheinung, sein kostbares, koransprüchegziertes Tuch kehrt nach der Formalität des „Entfaltens" wieder in die wohlverwahrende Hülle zurück. Aber der fatalistische Geist, den er geweckt hat, frißt sich wie ein Lauffeuer durch die Welt des Islams und läßt die Gläubigen Wundertaten der Tapferkeit verrichten. Eine ähnlich wundersame Fahne war ehemals dem Christentume eigen. Sie soll Kaiser Konstantin dem Großen, dem Eroberer von Byzanz, im Traume geoffenbart worden sein. Als er sich einstmals friedlos auf seinem Lager wälzte und es um seine Kriegszüge schlecht stand, da erschien ihm das lichte Bild einer Fahne, in deren Mitte das christliche Kreuz strahlte. „In hoc signo vinces!" stand in großen Schriftzügen unter dem Traumgesicht, und wirklich, als er die Fahne hatte nachbilden lassen, da erfüllte sich das Wort: Er siegte in diesem Zeichen und nahm das feste Byzanz ein. — Im Jahre 1913 hat unser Kaiser drei Fahne Konstantinsdes Großen nachbilden lassen und der Konstantin-Basilika in Rom zum Geschenk gemacht. Auch die biblische Bundeslade, das Heiligtum des Tempels zu Jerusalem, übte im Kampfe eine hinreißende suggestive Wirkung aus. Als die Truppen Josuas zu wanken begannen, da trug man die Bundeslade ihnen voran, daß die letzten Kräfte zu sieghafter Gegenwehr entfacht und die Feinde geschlagen wurden.

Wirkliche Fahnen in der Art, wie wir sie heute allgemein zu führen pflegen, sind bereits im 4. Jahrhundert bei gotischen Stämmen, die in Thrazien eingebrochen waren, nachweisbar. Die Vergröberung der kriegerischen Sitten um den Ausgang des Altertums, die alle Kultur im Kampf und Kampfwerkzeuge unwertete, prägte auch den Feldzeichen ihren Stempel auf. Sie wurden groß und unförmig, so groß, daß jedem „hellen Haufen" eine Karaiche, ein Streitwagen, zugeteilt werden mußte, um der Fahne den nötigen Halt zu geben. Wurde sie zum Kampfe aufgepflanzt, so gab der eherne Mund eines Glöckleins, geläutet von einem der „frumben Knechte", zu gleicher Zeit das Angriffszeichen. Mit der Ausdehnung der Söldnertruppen, die das streitsüchtige Europa aus dem Boden stampfte, und der damit verbundenen Gliederung der Heere in kleinere Einzelformationen sanken auch die Feldzeichen wieder auf ein vernünftiges Format zurück, das dem Schutze eines „Fähndrichs" anvertraut wurde. Heiligenbilder in lichten Farben, vornehmlich die Jungfrau Maria und der heilige Michael als Schutzpatron der deutschen Landsknechtscharen, allegorische Darstellungen ruhmreicher Kämpfe, aber auch Wahlsprüche und Verse („Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unseren Kurfürsten mit Leib und Blut") zierten die Tuche; seltener waren Wappenbilder, so viel diese auch sonst bis zum kleinsten adligen Ritterzeit herab in ausgiebigstem Maße als Zierat im Schwange waren. Die Standarten der Reiterei, wie sie z. B. beim deutschen Heere heute noch allgemein geführt werden, während sie in Oesterreich nur noch dem ruhmreichen Regimenter der Windischgrätz-Dragoner belassen sind, waren früher je einem Fähnlein von 400—500 Mann zugeteilt und sind als Errungenschaft des 30jährigen Krieges anzusprechen.

Für heutige Verhältnisse geradezu erstaunlich ist die Zahl der Fahnen, die vor Jahrhunderten erbeutet zu werden pflegten. Während z. B. im ganzen Feldzuge 1870/71 den Franzosen beim Handgemenge des Nahkampfes 2 Adler und 6 Bataillons-, Kompagnie- und Turkofahnen die erste erobernde Fahne gehörte einem Turkoregimente an und fiel bei Wörth dem Musketier Wickel vom 95. Inf.-Regt. in die Hände) abgenommen wurden — allerdings wurde bei Kapitulationen von Festungen noch eine kleinere Zahl freiwillig unseren siegreichen Truppen übergeben —, so konnte die friderizianische Armee an den 12 Hauptschlachttagen des 7jährigen Krieges allein 236 Fahnen und Standarten stürmender Hand nehmen. Das bedeutet auf jeden Schlachttag im Durchschnitt fast 20 Siegestrophäen — ein unerhörter Prozentsatz, an heutigen Begriffen gemessen; damals aber durchaus nichts Ungewöhnliches, war doch die Präzision, Tragweite und Durchschlagskraft der Feuerwaffen nur eine geringe und eine wirkliche Entscheidung allgemein nur auf den Nahkampf gestellt. Außerdem muß man berücksichtigen, daß jetzt nur noch Regimenter oder Bataillone, damals aber selbst die kleinsten Einheiten — Kompagnien, und bei der Kavallerie Schwadronen —, Fahnen und Fähnchen ins Treffen führten. So war es möglich, ganze Kirchen mit Beutestücken an Feldzeichen auszustaffieren (Garnisonskirche Potsdam) oder sogar, wie es in der Notre Dame-Kirche zu Paris nach dem Siege des Marschalls Luxembourg bei Neerwinden geschehen ist, mit Fahnentuchen buchstäblich zu tapezieren. Noch im Kriege 1864 besaß jede dänische Kompagnie 2 Dannebrogs, so daß von diesen trotz der zeitlichen Kürze des Feldzugs von 6 Monaten im ganzen 69 Stück in unsere Hände fielen. Ihre Regimentsfahnen dagegen hatten die Dänen wohlweislich zu Hause gelassen, ein Verfahren, das den moralischen Zweck der Feldzeichen illusorisch machte. In den deutschen Staaten wie in Oesterreich waren die Kompagniefahnen bereits nach den Türkenkriegen den Weg alles Irdischen gegangen.

Die Armeesammlungen der Hauptstädte verfügen zum Teil über ganz prächtige Stücke in Fahnen und Standarten, die, ihrer Kostbarkeit wegen, vielfach hinter Glas und Wachstuchhüllen ein beschauliches Dasein führen. Von der gewaltigen Ausbeute aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen ist aber leider (bis auf eine Fahne, die vom Feldmarschall von Schwerin bei seinem Tode in der Schlacht bei Prag getragen worden sein sollte — es hat sich dies später als Irrtum erwiesen — und von den Russen, die sie im Besitz hatten, eingelöst worden war), so gut wie gar nichts mehr erhalten. Napoleon I., der seinen lieben Parisern gegenüber gern nach handgreiflichem Beweise für seine Taten suchte, hat bei seinem Einzuge in Berlin in ausgiebigster Weise das Zeughaus geplündert. Nach Potsdam kam er jedoch zu spät. All die wunderbaren Fahnen und Standarten aus kostbarsten Brokatstoffen mit erlesener Stickerei, die Friedrich der Große in seiner Garnisonskirche hatte aufstellen lassen, wurden in der letzten Nacht vor Napoleons Ankunft vom Küster im kleinen Luftgarten verbrannt.

Der Herr auf der Plattform.

Skizze von Hans Natonek.

(Nachdruck verboten.)

Der Herr mit dem leicht melierten Haar und Schmurrbart errötete wie ein ertappter Schuljunge, als unverschens ein Kontrolleur vor ihm stand und in vorwurfsvollem, strengen Tone sagte: „Es ist verboten, während der Fahrt mit dem Personal Gespräche anzuknüpfen."

Die Schaffnerin blickte betroten zu Boden und ihre Hände vergruben sich tief in die Seitentaschen ihres kurzen Uniformmantels. Verlegen griff der Herr nach seinem Hut, murmelte irgend etwas Unverständliches, und noch ehe der Wagen anhielt, war der seltsame Fahrgast abgesprungen und verschwunden.

Die wenigen Umstehenden, die die Szene beobachtet hatten, schmunzelten verständnisvoll. Der Kontrolleur sah die junge Schaffnerin streng an, die noch immer mit größtem Interesse ihre Schuhspitzen betrachtete. . . .

Der Herr mit dem leicht melierten Haar wartete auf den ersten besten Wagen und stieg in ihn ein. Die Schaffnerin nickte ihm freudig zu, wie einem alten Bekannten, und da sie allein auf der Plattform standen, drückten sie einander verstohlen die Hände.

„Nun, Frau Bozena, wie geht's den Kleinen? Ist es mit Trudchen schon besser?"

„Ja, Gott sei Dank, Herr Hönig — das Fieber ist fort, und der Arzt hat gesagt, jetzt ist keine Gefahr mehr."

„Und vom Manne gute Nachrichten?"

Sie waren so in das leise Gespräch vertieft, daß sie gar nicht bemerkten, wie jemand sich auf das Trittbrett schwang. Es war der Kontrolleur von vorhin. Er hatte nach beendeter Kontrolle den Wagen verlassen und war in den nächsten, der gerade kam, eingesprungen; genau wie der Herr mit dem leicht melierten Haar, nur einige Stationen später.

Der Kontrolleur runzelte die Stirn. Ein erstauntes „Nanu" entfuhr ihm, als er die beiden so vertraulich beieinander stehen sah.

„Wohin fährt der Herr?"

Der Herr mit dem leicht melierten Haar griff mit nervösen Händen in seine Taschen und kramte nach langem Zerren und Suchen eine Handvoll zerknüllter Fahrscheine hervor. Der Kontrolleur nahm sie ihm aus der Hand.

„Sie haben auf dieser Linie noch keinen Fahrschein gelöst. Wohin wollen Sie?"

„Nach — nach — dem — Blücherplatz."

Die Schaffnerin, die hinter dem Kontrolleur stand, schüttelte heftig den Kopf, gab Zeichen, buchstabierte mit stummem Mund irgendeine Haltestelle — aber Hönig verstand sie nicht.

„Diese Linie fährt ja gar nicht nach dem Blücherplatz!"

„So, so — dann möchte ich also nach — —" Zum Teufel, er hatte keine Ahnung, in welche Linie er eingestiegen war, und der Stadtteil, durch den sie jetzt fuhren, war ihm ganz unbekannt. Er wurde immer verwirrter.

„Sie scheinen ja gar nicht zu wissen, wohin Sie fahren wollen! Mehr als zehn Strecken haben Sie in den letzten zwei Stunden benützt, planlos, kreuz und quer — — Sie sind ja ein sehr merkwürdiger Fahrgast."

„Unsinnig!" rief die Schaffnerin mit vor Verlegenheit zusammengepreßter Stimme in die peinliche Situation hinein.

Der Kontrolleur wandte sich um: „Sie kommen mit mir in das Direktionsbureau."

Die Schaffnerin senkte den Kopf.

„Gestatten Sie, daß ich auch mitgehe", warf der Herr mit dem leicht melierten Haar ein. „Ich trage selbst die Schuld, daß ich ohne Billet gefahren bin." —

„Das soll mir nur recht sein", knurrte der Kontrolleur. Ein höchst verdächtiger Mensch, dachte er im Stillen, — scheint sich an die Schaffnerinnen heranzumachen. — — —

Vor den Remisen saß in langen Reihen eine Unmenge Schaffnerinnen, verzehrte ihr mitgebrachtes Abendbrot und plauderte. Einige hatten die runden Schildmützen abgelegt, und die Abendsonne spielte liebkosend in braunem und blondem Haar. Es war wie eine Demaskierung, wenn sie die amtlichernsten Kappen herumtrugen und gewohnheitsmäßig ihre Frisur abstreiften. An einige Frauen standen Kinder geschmiegt und erzählten der Mutter, wie sie den Tag verbracht hatten. . . .

Als der Herr mit dem leicht melierten Haar in Begleitung des Beamten und der Schaffnerin an den Remisen vorbeischritt, ging ein halb verstohlenes Winken, Zunicken und Grüßen durch die Reihen. Die meisten kannten Herrn Hönig, kannten ihn sehr gut. . . . Der Kontrolleur räusperte sich sehr heftig und blickte die Schaffnerinnen mit einem streng-verwarnenden Blick an.

In der Direktionskanzlei erstattete der Kontrolleur Bericht. Er habe beobachtet, daß dieser Herr Schaffnerinnen nachstelle; scheint ja bereits sehr ausgedehnte Bekanntschaft unter ihnen zu haben. Er halte es für seine Pflicht, dies mitzuteilen, damit die jungen Mädchen und Frauen in ihrem eigenen Interesse vor diesem Fahrgast gewarnt werden, der stundenlang, scheinbar nur um Bekanntschaften mit Schaffnerinnen zu knüpfen, auf den Straßenbahnen herumfahre.

Der Subdirektor nickte dem alten, bewährten Beamten anerkennend zu. Dann wandte er sich an den sonderbaren Fahrgast.

„Privatier Hönig — mein Name; Gärtnerstraße 6."

Worauf der Herr Subdirektor eine sehr schöne, würdevolle und ernste Ansprache hielt. Er sprach von der Härte des Schaffnerinnenberufes, von der Unverantwortlichkeit, daß ein Fahrgast in so — in so — (er sah den Herrn mit dem Graumelierten von unten bis oben an) vertrauenswürdiger Gestalt und gesetzteren Alter sich Schaffnerinnen nähere, er sprach von der Schwere ihres Berufs, von — — —

Mit stillem Lächeln ließ Herr Hönig alles über sich ergehen, aber die Schaffnerin konnte nicht länger an sich halten und platzte mitten in die schöne Rede des Herrn Subdirektors hinein:

„Ach, verzeihen Sie, gestatten Sie bitte — das verhält sich nämlich alles ganz, ganz anders. Herr Hönig hat gar keine Absichten — nämlich nicht solche, wie Sie meinen — Herr Hönig ist unser Wohltäter, er sorgt für uns, wenn einmal was schief geht, er interessiert sich für unsere Familien, er unterstützt die jungen unverheirateten Schaffnerinnen, die oft die einzige Erwerbsquelle ihrer Geschwister sind und sorgt für die Frauen, die oft ein halbes Dutzend Kinder zu ernähren haben — fragen Sie, bitte, nur die da unten die werden Ihnen erzählen, was Herr Hönig schon alles für uns getan hat! Und deshalb fährt Herr Hönig so viel auf der Straßenbahn und spricht mit den Schaffnerinnen und lernt ihre Sorgen und ihre Familienverhältnisse kennen. So — so, meine Herren, verhält es sich mit unserem Herrn Hönig!"

Die Schaffnerin hatte sich in glühende Begeisterung hineingeredet.

Herr Hönig hatte zuerst versucht, dem Redeschwall Einhalt zu gebieten, und da es ihm nicht gelungen war, stand er nun mit mißmutigem Gesicht, den Kopf resigniert gesetzt, abgewandt da.

Und da die Schaffnerin gar nicht enden wollte, hatte er sich auf leisen Sohlen zur Türe hinausgedrückt. . . .

Verdutzt stürzten die drei ihm nach. Gerade stieg er in den Wagen einer Straßenbahn. Schaffnerinnen die vor den Remisen standen, riefen ihm Grüße zu. Da schrie der Herr Subdirektor atemlos, aber aus voller Kehle: Der väterliche Freund und Wohltäter der Straßenbahnschaffnerinnen, Herr Hönig, er lebe hoch!" Und in vielstimmigem Chor umbrausten die Hochrufe Herrn Hönig. Der stand mit verlegenem Lächeln auf der gewohnten Plattform im langsam entrollenden Wagen und sah in das Winken vieler Hände und Tücher, das hinter ihm in den Abend zerrann. . . .

Im Schnee.

Skizze von Lothar Brenkendorff.

(Nachdruck verboten.)

Als der Landbriefträger Lorenz das Postgebäude in M. verläßt, weiß er, daß er heute einen besonders schweren Tag vor sich hat. Der Januarwind fährt schneidend kalt über das freie Land dahin, und der Schnee, der am gestrigen Mittag zu fallen begonnen hat, wirbelt noch immer in so dichten Flocken, daß man Mühe hat, auch nur die nächsten Gegenstände zu erkennen. Sobald er die letzten Häuser hinter sich hat, sinkt Lorenz bis zur Mitte der Unterschenkel in die hoch getürmte Masse ein, und er kennt seinen langen, beschwerlichen Weg zur Genüge, um zu wissen, daß es draußen imhügeligen Gelände viel schlimmer wird.

Vor Jahren hat ihm das wenig ausgemacht, und es war ihm zuweilen sogar ein rechtes Vergnügen, durch die tiefsten Schneewehen zu stapfen. Aber die Tage seiner rüstigen Kraft sind längst dahin. Vor zehn Jahren schon ist er wegen seines Herz-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19170121032/fragment/page=0001

leidens in den Ruhestand versetzt worden, und er hat gemeint, den Rest seines Lebens in friedlicher Muße verbringen zu können. Aber der lange Krieg hat allgemach alle die Jungen, die nach ihm gekommen sind, zu den Fahnen gerufen. Und da hatte es dem alten Lorenz zuletzt nicht mehr Ruhe gelassen in seinem einsamen Stübchen. Er hat sich zum Wiedereintritt in den Dienst gemeldet und hat dabei soviel Wesens von seiner in der langen Untätigkeit gekräftigten Gesundheit gemacht, daß sie ihn auf dem Postamt wieder angenommen haben. Davon, wie sauer es dem Vierundsechzigjährigen zuweilen wird, seine Pflicht zu erfüllen, haben die Vorgesetzten keine Ahnung. Denn jetzt ist es für ihn zu einer Ehrensache geworden, es den Jüngsten und Kräftigsten gleichzutun. Wenn er abends wie vor Zeiten sein Glas Bier im Wirtshaus trinkt, gefällt er sich darin, den Jugendlichen zu spielen. Jede wohlgemeinte Anspielung auf seine Gebrechlichkeit versetzt ihn in hellen Zorn, und in solchen Augenblicken versteigt er sich sogar bis zu der Versicherung, daß er demnächst als Kriegsfreiwilliger in das Heer eintreten werde. Heute freilich verspürt er durchaus nichts von solchen verwegenen Gelüsten. Das Waten im Schnee kommt ihn hart an und der eisige Wind verschlägt ihm den Atem, so daß er in kurzen Zwischenräumen stehen bleiben muß, um zu verschnaufen. Dabei verspürt er von Zeit zu Zeit eine sonderbare, bisher nicht gekannte Empfindung in der Gegend des Herzens. Es ist nicht eigentlich ein Schmerz, sondern ein dumpfer, unbehaglicher Druck, eine Beklemmung, die ihn wünschen läßt, daß er jetzt in irgendeiner geschützten Ecke sitzen dürfte, um zu rasten.

Doch im Grunde sind es nicht einmal alle diese körperlichen Beschwerlichkeiten, die ihm just den heutigen Tag so schwer und so verdrießlich machen. Was ihn am meisten bedrückt, ist ein Brief, den er da in seiner Tasche hat — ein Brief an die Frau Witwe Barbara Huber, Hofbesitzerin in Hagen. Er hat ihn beim Sortieren lange zwischen den Fingern gehalten und mit trüber Miene von allen Seiten betrachtet. Feldpostbriefe von solchem Aussehen und mit solchen Aufdrucken hat er ja im Verlauf der letzten Monate schon ziemlich oft zustellen müssen, und er hat es immer ziemlich eilig gehabt, sich zu entfernen, nachdem er sie den Adressaten ausgehändigt. Denn die ersten Erfahrungen haben ihn gelehrt, daß mit diesen Briefen der Jammer und Herzeleid ihren Einzug gehalten in die Häuser derer, an die sie gerichtet waren. Er hat die verzweifelten Aufschreie junger Frauen gehört, denen er mit solchen Briefen Mitteilung gemacht, daß sie zu Witwen geworden waren; die Wehklagen von Müttern, die sich plötzlich ihrer letzten Hoffnung beraubt sahen, und das herzerbrechende Weinen vaterlos gewordener Waisen. Darum macht er sich immer in niedergeschlagener Stimmung auf den Weg, wenn er ein Schreiben von diesem Aussehen unter seinen Postsachen weiß. Heute aber liegt es noch viel drückender auf ihm als sonst, und er gäbe wer weiß was darum, wenn er einen anderen mit der Bestellung betrauen dürfte.

Das Dorf Hagen, dessen Kirchlein eine ziemlich steil aufsteigende Hügelkuppe bekrönt, ist die erste Ortschaft, die er auf seinem genau vorgeschriebenen Wege zu passieren hat. In einer halben Stunde soll er es erreichen und sich seines Auftrages entledigen. Aber je näher er kommt, desto mühseliger und langsamer kämpft er sich vorwärts gegen Wind und Schnee. Und desto häufiger bleibt er rastend oder nachdenklich stehen.

„Muß sie denn gerade die erste sein, bei der ich vorspreche?" geht es ihm unablässig durch den Kopf. „Kriegt sie den Brief nicht immer noch viel zu früh, wenn ich ihn nach etlichen Stunden abgebe? Die paar Stunden wenigstens sollt' ich ihr noch vergönnen. Ich weiß doch, wie sie an ihrem Einzigen hängt. Der Bub war doch schließlich alles, was sie von ihrem armen Leben gehabt hat. Und noch vermeint sie, daß sie ihn hat. Soll ich ihren letzten glücklichen Tag noch um so und so viel Stunden verkürzen, wo es mich doch weiter nichts als einen Umweg kostet, ihr die Gnadenfrist zu gewähren?"

Und als er am Fuße des Hügels angelangt ist, biegt der alte Landbriefträger wirklich nach rechts ab, statt den Feldweg zur Linken einzuschlagen. Das Dörfchen und der Hof, auf dem er zuerst hätte anklopfen sollen, bleiben abseits liegen, und es ist ihm, als ob er wieder leichter atmen könne, als er rückschauend das Kirchlein durch den weißen Flockenschleier nicht mehr zu erspähen vermag.

Nun ist er freilich genötigt, nach Erledigung aller anderen Bestellungen den ganzen weiten Weg noch einmal zurückzulegen, und der Umweg, mit dem er die Gnadenfrist für die Bäuerin bezahlt, bedeutet ihm eine zweistündige Verlängerung seines beschwerlichen Wanderns. Aber das ficht ihn nicht an. Es ist ihm im Weitergehen beinahe, als ob er eine gute Tat verrichtet habe. Und der lästige Druck auf dem Herzen macht ihn weniger Unbehagen als zuvor. Den Gedanken an die Barbara freilich und an die Trauerkunde, die er heute noch ins Haus tragen muß, wird er darum nicht los. Und seine wehmütigen Erinnerungen fliegen weit zurück bis in die fernen Jugendtage, wo er den Weg über den Hügel gar oftmals leichtfüßig und mit freudig klopfendem Herzen zurückgelegt hat. Denn hinter dem Hügel erwartete ihn ja das Glück in Gestalt eines blühend frischen Mägdleins, das zu heimlichen Stelldichein seiner harrte. Daß er ein blutarmer Bursch war, während dem Bärbel über kurz oder lang einer der stattlichsten Höfe als Erbteil zufallen mußte, tat seiner und ihrer Liebestätigkeit nicht den geringsten Eintrag. Sie gelobten sich ewige Treue und bauten schimmernde Luftschlösser, in denen man nichts von väterlicher Hartherzigkeit und unbesiegbarem Bauernstolz wußte. Der Seidlhof in Hagen war dem Lorenz dazumal das liebste Fleckchen Erde auf der ganzen weiten Gotteswelt, und nimmer hätt' er sich's träumen lassen, wie scheu und ängstlich er ihm später ausweichen würde.

Das war nun lange, lange her. Die Erinnerung an den Tag, da die Barbara trotz ihrer Bitten und Tränen mit dem Zweitgeborenen eines wohlhabenden Bauern versprochen wurde, hat längst ihren schmerzhaften Stachel verloren, denn es liegt ein ganzes Menschenleben zwischen ihm und dem Heut. Der Lorenz ist ein Junggeselle geblieben, und die Barbara ist nicht glücklich geworden. Ihr Mann war ein roher, wüster Gesell, und die beiden Kinder, die sie ihm in den ersten Ehejahren geboren, sind frühe ins Grab gesunken. Erst mit der Geburt des Joseph, eines kaum noch erwarteten Spätlings, ist ein Schimmer der Freude in ihr hartes, kummerreiches Dasein gekommen. Denn der Bub war nicht von seines Vaters Art, sondern ein sinniges, weiches, zärtliches Kind, dem schon um seiner guten Augen und seines immer freundlich lächelnden Mundes willen jeder zugetan sein mußte. Der Lorenz hat ihn gar oftmals beschenkt und abgeküßt, wenn er sicher sein durfte, daß es keiner sah. Und niemand hat der Barbara ihr spätes Glück inniger und freudiger vergönnt als er. Er hat auch in einem Winkel auf dem Bahnhof in M. gestanden, als der Joseph bald nach dem Kriegsausbruch mit den anderen Burschen die Reise in die Garnison antrat, von der er nun nimmermehr heimkehren sollte. Er hat mit feuchten Augen zugeschaut, wie die längst verwitwete Barbara unter heißen Tränen von ihrem Einzigen Abschied genommen. Und er hat tapfer gegen die Versuchung kämpfen müssen, sich ihr auf dem Heimwege anzuschließen und sie zu trösten, so gut er's eben konnte. Getan hat er's freilich nicht. Es war doch vielleicht besser, die alten Erinnerungen nicht aus ihrem Grabe heraufzubeschwören. Und von dem bitteren Herzeleid, das sie da mit sich heimtrug, hätte er ihr am Ende doch nichts abnehmen können.

Daß nun gerade er dazu bestimmt sein soll, ihr die schlimmste Nachricht ihres Lebens zu überbringen, dünkt ihn freilich eine Grausamkeit des Schicksals, für die er in seinem einfältigen Sinn vergebens nach einer Erklärung sucht. Gott weiß, wie freudig er jedes Opfer bringen würde, wenn er ihr damit den schwersten Kummer ersparen könnte. Aber er ist nur ein armer, ohnmächtiger Mensch. Alles, was er zu tun vermag, ist, daß er den harten Augenblick um ein paar Stunden hinausschiebt. Und nimmermehr würde er sich's verziehen haben, wenn er es unterlassen hätte.

Die frühe Dunkelheit des Januartages bricht schon herein, als sich eine gebeugte Männergestalt mühselig durch den tiefen Schnee des kaum noch erkennbaren Feldweges gegen den Hügel hin arbeitet, auf dem das Hagener Kirchlein steht. Einsam und totenstill ist es ringsumher. Nur eine einzelne Krähe noch streicht mit heiserem Gekrächz über das weiße Gefilde. Der alte Mann aber bleibt alle paar Schritte stehen, weil er schier daran verzweifelt, daß sein sterbensmüder Körper ihn noch weiter tragen werde. Was der Landbriefträger Lorenz da auf sich genommen hat, war doch schwerer, als er's vermeint. Noch zwei Stunden im Schnee zu wandern, wenn man schon dem Zusammenbruch nahe ist, bedeutet einen Leidensweg in des Wortes wahrstem Sinne. Und was am Morgen nur ein dumpfer Druck auf dem Herzen war, ist jetzt zu einer pressenden, erstickenden Klammer geworden, die den gebrechlichen Leib mit tausend Aengsten martert.

Da, wo der Weg hügelan steigt, gönnt sich der alte Lorenz die letzte Rast, ehe das beschwerliche Aufwärtskraxeln beginnt. Und diesmal fühlt er ein unwiderstehliches Verlangen, ein wenig niederzuhocken. Nur für zwei oder drei Minuten. Denn er weiß wohl, daß man sich bei solcher Kälte nicht im Freien niedersetzen darf, wenn man so müde ist wie er. Aber er empfindet es wie eine köstliche Wohltat, als er die Beine in den hohen, bleischweren Stiefeln von sich strecken und den schmerzenden Rücken gegen einen Baumstamm lehnen kann.

„Den einen ruhigen Tag wenigstens hab' ich ihr doch verschafft", denkt er. Und es ist sein letzter klarer Gedanke; denn in der nächsten Sekunde schon fallen ihm die Lider zu und er schläft ein. — — —

Als sie am nächsten Tag den erfrorenen Landbriefträger Lorenz fanden, hatte er nur noch einen einzigen unbestellten Brief in seiner Tasche, einen Brief mit der Adresse:

„Frau Witwe Barbara Huber, Hofbesitzerin in Hagen."

Das Tier im Kriegsdienst.

Von M. A. von Lütgendorff.

Das Kriegspferd von einst und jetzt. — Pferdelazarette. — Der Hund im Dienste der Sanität. — Frankreichs Eskimohunde. — Das Kamel. — Der Esel als Träger der Kochkiste. — Das Maultier. — Die Pionierarbeit des Elefanten.

ml. Zu den vielen Erscheinungen, durch die sich der Weltkrieg von allen Kriegen unterscheidet, die je die Erde durchtobten, gehört auch die ausgedehnte Hinzuziehung von Tieren als Hilfskräfte. An und für sich ist die Verwendung des Tieres im Felde natürlich nichts Neues, da wir wissen, daß auch die Alten das Pferd, ja sogar den Elefanten schon als Kriegstiere benutzten; in diesem Kriege aber hat man es in einem ganz besonderen Maße verstanden, die jeweiligen körperlichen und geistigen Fähigkeiten der Tiere den verschiedenen kriegerischen Zwecken dienstbar zu machen. Es ist nicht zuletzt der in den letzten Jahrzehnten so weit fortgeschrittenen Tierbiologie zu danken, daß man heute auch im Kriege jedes Tier an den Platz stellt, den es dank seiner individuellen Leistungsfähigkeit am besten ausfüllen kann.

Der wichtigste und älteste Kriegshelfer aus dem Tierreich ist das Pferd. Und da Deutschland hinsichtlich seines Pferdebestandes unter allen Ländern der Erde — nach Rußland, den Vereinigten Staaten und Argentinien — an vierter Stelle steht, hat die deutsche Armee auch eine ganz außerordentlich große Anzahl von Militärpferden zu ihrer ständigen Verfügung. Von der Leistungsfähigkeit der deutschen Kriegspferde berichtet schon Cäsar. Sie waren freilich weder gut gebaut noch schnell, aber sie hatten infolge einer unermüdlich betriebenen Abrichtungskunst eine Leistungsfähigkeit erreicht, die kaum zu übertreffen war. Wenn z. B. der Reiter mitten im Kampf absprang, um ihn zu Fuß fortzusetzen blieb das Pferd immer im Getümmel ruhig stehen, bis sein Herr wieder aufstieg; ritten die Reiter in einer Reihe, so waren die Pferde so eingeritten, daß sie festaneinandergeschlossen eine untrennbare Kette bildeten. Die Germanen hatten denn auch für ausländisches Pferdematerial nicht das geringste Interesse und beschäftigten sich fast ausschließlich mit der einheimischen Pferdezucht. Was Leistungsfähigkeit im Kriege betrifft, steht das deutsche Pferd auch heute auf einer Höhe, die nur schwer zu überbieten ist. Allerdings wird an der Front auch in mustergültiger Weise für die Tiere gesorgt. Nach jedem größeren Gefecht werden die Schlachtfelder nach verwundeten Pferden abgesucht, die je nach ihrer Verwundung entweder gleich operiert oder nach den nahe gelegenen Pferdelazaretten gebracht werden, wo die kranken Tiere mit allen der modernen Wissenschaft zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln behandelt werden. Schon das Aufsuchen der Tiere wird durch tierärztlich gut ausgebildete Mannschaften vorgenommen, wodurch es ermöglicht wird, daß nötigenfalls gleich an Ort und Stelle eine Operation sachgemäß ausgeführt werden kann.

Neben dem Pferde nimmt noch ein anderes Tier eine hervorragende Stelle im Dienste des Weltkrieges ein, ein Tier, dessen geistige und körperliche Kräfte man vielleicht noch nie so zu schätzen verstanden hat wie heute: der Hund. Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, einen Sanitätshund auf der Suche zu beobachten und zu sehen, mit welcher hochgespannten Aufmerksamkeit, mit welcher Gewissenhaftigkeit das Tier, selbst erregt bis zum äußersten, bei Nacht so gut wie am Tage die Wege absuchte und endlich zitternd vor Aufregung dann den Fund meldet, wird diesen Anblick wohl nie im Leben vergessen und den Hund von nun an gewiß mit anderen Augen betrachten. Selbstredend eignet sich nicht jeder Hund zum Sanitätshund. Am gelehrigsten haben sich bisher Schäferhunde, Dobermänner und Airedales erwiesen, die, was hier besonders wichtig ist, auch verhältnismäßig rasch zu dressieren sind. Während bei uns die Hunde hauptsächlich im Sanitätsdienst verwendet werden, müssen sie bei unseren Feinden vielfach als Zugtiere dienen, so beispielsweise bei der belgischen Armee, wo die Maschinengewehre häufig Hundebespannung haben. An der französischen Front sollen in nächster Zeit sogar Eskimohunde, die eigens zu diesem Zweck mit einer Anzahl von Eskimos in Frankreich eingeführt wurden, für Munitionstransporte sowie für die winterliche Proviantversorgung als Schlittenzugtiere zur Verwendung gelangen. Ob sich aber die Tiere in dem ihnen ungewohnten Klima ebenso bewähren werden wie in ihrer Heimat, ist immerhin fraglich.

Wichtige, ja ganz unentbehrliche Dienste leisten bei den türkischen Expeditionszügen gegen Aegypten die Kamele, sowohl als Reittiere als auch zum Tragen der Lasten in diesen Landstrichen, in denen sich — namentlich in der Wüste — auf Schritt und Tritt die Schwierigkeiten der Bodenbeschaffenheit fühlbar machen. Ihre außerordentliche Körperkraft befähigt die Tiere, drei bis vier Tage lang zu marschieren, ohne besonders zu ermüden. Auch auf den schmalen Pfaden schwer zugänglicher Gebirge ist das Kamel ein verläßlicher Träger, und nur in ganz unwegsamen Gegenden läßt man der Kamel-Karawane einen Esel vorangehen, dessen richtiger Spürsinn gewöhnlich die sichersten Wege findet. Neuerdings haben sich Esel auch sehr als brauchbar für den Transport von Kochkisten durch die schmalen Schützengräben erwiesen, so daß man jetzt mit ihrer Hilfe vielen Soldaten das warme Essen direkt in ihre Stellungen senden kann, eine Einrichtung, deren voller Wert allerdings nur der ermessen kann, der selbst die Schwierigkeiten der Proviantzufuhr nach den Schützengräben miterlebt hat. Tüchtige und wertvolle Kriegshelfer auf dem südtirolischen Kriegsschauplatz sind die Maultiere (bekanntlich ein Kreuzungsprodukt von Esel und Pferdestute), denn ihr instinktiver unfehlbarer Richtungssinn macht ihnen jeden so unpassierbar scheinenden Felsenpfad zur gangbaren Straße, auf der sie, selbst schwer bepackt, sicher dahinschreiten.

Nicht zu vergessen sind auch die langhörnigen ungarischen Ochsen, die gegenwärtig in der Dobrudscha wie im rumänischen Gebirge, wenn der Weg für die Pferde zu schlecht wird, als Zugtiere Verwendung finden, und die durch ihre Kraft und Ausdauer manchen schwierigen Transport ermöglichen. Endlich ist auch noch der braven Elefanten zu gedenken. Gleich nach Beginn des Krieges von dem Hagenbeckschen Tierpark zu Hamburg der deutschen Armee zur Verfügung gestellt, leisten die vorzüglich abgerichteten Tiere, besonders wenn es sich darum handelt, schwere Lasten zu befördern oder Bäume zu fällen, den Mannschaften die wertvollsten Dienste.

Bunte Zeitung.

Fliegerfang.

Von einem schneidigen deutschen Husarenstück berichtet die „Kriegszeitung der 7. Armee": Leutnant Horn von den Grimmaischen Husaren ritt auf Erkundung mit neun Kameraden. Sie sollten das Lager von Chalons untersuchen, ob es vom Feinde besetzt sei. Oft genug von französischen Patrouillen angeschossen, gingen die Grimmaer schließlich doch bei ihrem Ziel in gute Deckung und spähten über den weiten Lagerplatz nach den wenigen feindlichen Reitern aus, die dort arglos sich tummelten. Da kommt ein Flieger durch die Lüfte. Offenbar will er landen. „Kinder, kommt, den Vogel fangen wir uns!" Ein jubelndes Nicken, ein Angaloppieren. Da, weit drüben landet er jetzt, setzt auf den Boden auf, der Apparat rollt noch ein wenig dahin. Und ganz nahe halten drei feindliche Kürassierschwadronen. Ein paar von den Lanzenreitern halten auf den Flieger zu. Da rast Leutnant Horn mit seinen Getreuen heran. Die Kürassiere stutzen. Der Flieger springt vom Sitz und läuft auf die Schwadron zu. Leutnant Horn und Unteroffizier Schlipp, ein paar Husaren verlegen ihm blitzschnell den Weg. Husar Moser und der Gefreite Walz haben ihn zuerst beim Kragen, und der Unteroffizier hebt den sehr verdutzten Herrn auf sein Pferd hinter sich. Der Leutnant läßt noch flugs den Flugapparat ausräumen. Da setzten sich nun auch ein paar Dutzend Kürassiere in Galopp. „Nun aber raus!" ruft Leutnant Horn und prescht mit seinen Husaren, dem gefangenen feindlichen Flieger und dessen sicherlich höchst wertvollen Papieren aus dem Lager von Chalons hinaus. Ohne Verluste.

Preis-Rätsel.

Umstell-Rätsel.

B	J	L	O	R	I	C
K	A	L	A	M	A	K
C	E	M	I	D	U	S
D	I	O	L	E	M	E
T	A	L	A	N	E	R
T	A	M	O	R	E	N
I	L	O	B	A	V	I

Die Buchstaben in den wagrechten Zeilen sind derart umzustellen, daß sich Worte von folgender Bedeutung ergeben:

1. Exotischer Vogel, 2. Halbinsel in Asien, 3. Lateinischer Titel für Arzt, 4. Ausdruck aus der Musiklehre, 5. Päpstliches Schloß, 6. Alte Frau, 7. Südamerikanischer Staat.

Sind die Worte richtig gefunden, so ergeben die fettumrandeten Diagonalen die Namen eines italienischen Generals und eines deutschen Beamten.

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 2:

Man liest in den Buchstabengruppen im Sockel der Sphinx und unten an der Leiste nach dem Sternbild oben jeden 3., 4., 2., 1. Buchstaben und erhält so „Ohne Schweiß kein Preis."

Richtige Lösungen sandten rechtzeitig ein: Käthe Vieweg, Asta Bachmann, Anna Berger, Käthe Breitter, Ella Bastian, Hildegard Bertram, Gustav Grunicke, Hans Heinicke, Otto Heinicke, P. Heinze, Elsa Haase, Walter Hühne-Laubegast, Frau Marie Hienzsch-Gräfenhainichen, Ernst Heinicke-Naumburg, Else Haasengier, W. Jahn, Frau Anna Josupeit-Merseburg, Frau Hedwig Knötzsch-Aschersleben, Frau Johanna Krajewski, Fritz und Kurt Linke, Dr. Krause-Uchtspringe, Aug. Herm. Krause-Langensalza, Marie Müller, Elfriede Minner, Käte Möbus-Ammendorf, L. Meusel, J. Martin z. Zt. im Felde, H. Sachse-Freckleben, Gertrud und Charlotte Söchtig-Salzungen, Sophie Schröter, Unteroffizier Schröter, Olga Schade, Martha Schreiber, Frau Elise Schröter, Oskar Stegmann-Cassel, Elfriede Thiele, Helmut Friedrich, Hedwig Eckert, Gertrud Voigt, Johannes Winkler, Unteroffizier, Kurt Woepke, im Felde, Ilse Ziegeler-Corbetha.

Preis erhielt Käthe Vieweg, hier, und zwar:
„Die wilde Rose", von Bernd v. Guseck.

Nachträgliche Lösungen sandte ein: Ludwig Bielitz-Canena.

Rätsellösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstags mittag in unserer Hauptgeschäftsstelle abgegeben sein, die Aufschrift „Rätsellösung" tragen und mit genauer Adresse des Einsenders versehen sein; auch empfiehlt es sich, das Alter des Einsenders anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19170121032/fragment/page=0002